

Pränumerations-Preise:

Für Arab:	
Halbjährig	14 fl. — fr.
Quartalsjährig	7 " — "
Monatlich	3 " 50 "
Mit Postverendung:	
Halbjährig	16 fl.
Quartalsjährig	8 " — "
Monatlich	4 " — "

Arader Zeitung.

Inserions-Preise:

Die 5-spaltige Zeile oder deren Raum wird das erste Mal mit 6 kr. und bei jeder folgenden Einrückung mit 4 kr. berechnet.
Stempelgebühr für jedesmalige Insertion 30 kr. ö. W.

Erscheint täglich,

mit Ausnahme der Tage nach den Sonn- und Feiertagen.

Manuskripte werden nicht zurückerstattet.

Redactions- und Administrations-Bureau:

Hauptgasse Nr. 2, im A. J. Steiniger'schen Hause, 2. Stod.

Aufträge für Inserate

Übernehmen auswärts die Herren Haasenstein & Vogler in Wien, (Neuer Markt 11), Hamburg, Berlin, Leipzig, Frankfurt a/M., Basel, die J. G. Neumann'sche Buchhandlung in Frankfurt a/M.; A. Schulz & Comp. in Leipzig, A. Oppel in Wien und Rudolf Mosse in Berlin, Breslau, Hannover, München, Nürnberg, Frankfurt a/M., Wien, Prag, Straßburg, Zürich.

Mit 1. November

beginnt ein neues Abonnement auf die

„Arader Zeitung“.

Pränumerations-Bedingnisse:

für Arab		für Auswärtige	
mit täglicher Zustellung ins Haus:			
Halbjährig	7 fl. — fr.	Halbjährlich	8 fl. — fr.
Quartalsjährig	3 " 50 "	Quartalsjährlich	4 " — "
Monatlich	1 " 20 "	Monatlich	1 " 40 "

Von einem jeden Tage ab kann auf die „Arader Zeitung“ abonniert werden, jedoch wegen Expeditionsrückichten derart, daß das Ende eines Abonnements immer mit dem Schlusse eines der nächstfolgenden Monate zusammenfallen muß.

Die Pränumerationsgelder bitten wir franco einzusenden zu wollen.

Bei Erneuerung des Abonnements bitten wir sich der Postanweisungskarten zu bedienen, da dies die einfachste Art ist und dieselben sich am sichersten und zweckmäßigsten zu Geldsendungen eignen.

Arad, im October 1873.

Die Administration.

Politische Uebersicht.

Arad, 21. October.

Ueber die Situation, welche der Besuch des deutschen Kaisers in Wien geschaffen, bringt der „Pester Lloyd“ an der Spitze seines gestrigen Abendblattes folgendes Communiqué:

„Der Besuch des deutschen Kaisers in Wien steht im Vordergrund der Tagesgeschichte. Alle Berichte constatiren übereinstimmend die geradezu bis zur Wärme gesteigerte Herzlichkeit des Verkehrs zwischen beiden Souveränen, Angesichts deren raue Hand sich vermisst, jenen Schleier zu berühren, den unser Monarch mit hochherziger Selbstverleugnung über Vergangenes und Verschmerztes geworfen. So natürlich gestalten sich die Beziehungen zwischen Preußen-Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu innen, daß selbst die sonst allezeit bereite Conjectur sich nicht heranwagt, um diese Entrevue mit dem Gewebe geschäftiger Phantasie zu umspinnen. Und in dieser Natürlichkeit, in dieser durch keine äußere Complica-

tion beeinflussten Spontanität erblicken wir eine weit festere und solidere Gewähr für den Bestand des freundschaftlichen Bundes, als alle Verträge und Protocolle sie zu bieten vermöchten. Die welterschütternden Ereignisse des letzten Jahrzehents haben den Spruch, daß „Geschriebenes besteht“, zu Schanden gemacht. Aber über alle Paragrafen und Artikel hinaus lebt das Bedürfnis der Völker, dessen Erkenntnis sich die Staatsmänner der modernen Schule nach keiner Richtung hin, in geistiger, so wenig als in materieller, zu entziehen vermögen. In dieser Wahrheit darf man den festen Kitt erblicken, der die beiden Mächte vereinigt zu dem, was heute mehr denn je Europa Noth thut, zur dauernden Sicherung des Friedens. Nur der berufsmäßige Friedensstörer vermöchte daher in diesem Zusammengehen eine Drohung zu erblicken, während sie allenthalben, wo man unbeeinträchtigt von unberechtigten, frivolten Tendenzen das Banner des Friedens mit ehrlicher Hand aufpflanzt, begrüßt werden muß und begrüßt wird, als der Beginn einer vielverheißenden, entwicklungsreichen Aera, die mit der wiederkehrenden Stabilität der internationalen Verhältnisse auch die gedeihliche Sicherung der staatlichen Ordnung und der freiheitlichen Errungenschaften zu bieten berufen ist.“

Ueber den Stand des bosnischen Zwischenfalls schreibt das vorgenannte Blatt: „Seitdem Graf Andrássy von Pest aus eine sehr bestimmte Instruction an den diesseitigen Vertreter bei der Pforte gerichtet, die den Ansprüchen auf eine vollkommene Genugthuung gebührend Rechnung trägt, ist nichts Neues zu berichten. Insbesondere wird uns Alles, was über Auseinandersetzungen zwischen dem Grafen Andrássy und dem Vertreter der Pforte in Wien, durch welche dieser Zwischenfall beigelegt wäre, und was andererseits über die Abberufung des Vali von Bosnien gemeldet wird, als unbegründet bezeichnet. Unser Gesandter bei der Pforte, Graf Ludolf, der zur Zeit in Wien weilt, erhielt im Laufe der letzten Tage hierauf bezügliche Weisungen und wird sich mit Abkürzung seinesurlaubes, alsbald auf seinen Posten begeben. Mittlerweile erhalten wir über die jüngsten Vorgänge authentische Mittheilungen; es wurden dort folgende Verfügungen getroffen, die wir einstweilen ohne Bemerkung registriren:

1. Der bosnische General-Gouverneur Assim Pascha erließ den kategorischen Befehl, keinem einzigen (also nicht mehr blos Schulbücher, wie ehemals) in Belgrad gedruckten Buch nach Bosnien den Eingang zu gewähren.
2. Ohne ausdrückliche und specielle Bewilligung Sr. Excellenz darf Niemand nach Serbien oder Oester-

reich-Ungarn reisen, selbst jene nicht ausgenommen, die (wie die meisten Kaufleute) regelmäßige jährliche Pässe haben.

3. Auf des Vali Anordnung aber ohne Angabe von Ursachen sind aus Prnjavora, Barzar, Petrovag, Glamotich, Klusich und noch andern Orten die angehefteten Serben, 20 an der Zahl, nach Banjaluka gebracht und da eingekerkert worden.

Und endlich 4. Mehrere der vor längerer Zeit wegen der Altgradiskaner Vorgänge Inhaftirte sind aus den Gefängnissen entlassen worden, aber erst nachdem sie eine Erklärung schriftlich abgegeben haben, vom österreich-ungarischen Viceconsul Draganešic zur Klageführung wider die türkischen Behörden verleitet worden zu sein.“

Es war äußerst geschickt von der preussischen Regierung, daß sie gerade jetzt, nicht früher und nicht später, den Papst und den Kaiserbrief veröffentlichte. Beide bedeutamen Schriftstücke werden die Wahlen zum Abgeordnetenhaus beherrschen und namentlich denen zur Hilfe kommen, die, alle übrigen Streitfragen beiseite lassend, die Austragung des Streites zwischen der Staatsgewalt und der papistischen Priesterschaft als die wichtigste Aufgabe der Zeit in den Vordergrund schieben. Die Antwort des Kaisers hat in Preußen alle politischen Kreise förmlich electrifirt; man merkt wieder einmal die Verechtigung der alten Rankeschen Frage: „Was war und was ist mächtiger in Deutschland als der religiöse Gedanke?“ den Kaiser und Rom sich, das sind Gegensätze, die den Compromiß ausschließen und das Bewußtsein, an höchster Stelle empfunden zu wissen, was allwärts in den Gemüthern lebt, schafft ein neues unzerbrechbares Band zwischen oben und unten. Das Antwortschreiben an den Papst ist in seiner Wirkung eminent als Sedan und Paris, als Mex und Le-Mans. Seitdem man diese beiden Briefe kennt, ist Jeder streng bei der Sache, ausreichend orientirt, fest entschlossen, in der eingenommenen Position zu verharren. Die Liberalen freuen sich des Briefwechsels umsomehr, weil sie gewahren, daß seit vorgestern die Ultramontanen ganz kleinlaut geworden sind. Der Papst hat den Clericalen einen Schlag versetzt, von dem sie sich gar nicht wieder erholen werden.

Ein Berliner Correspondent der „Schles. Zeitung“ weiß folgende Details zu berichten: „Das Schreiben Pius IX. ist durchweg von des Papstes eigener, nicht allzuleserlicher Hand, und es war die Entzifferung daher umsomehr ganz leicht, als sich zur Zeit des Empfanges dieses Briefes allein Herr von Schweinitz, der Gesandte in Wien, und Herr von Bülow in der Umgebung des Kaisers beja-

Feuilleton.

Im Bett.

„Wie haben Durchlaucht geschlafen?“ stotterte der Bürgermeister einer kleinen Stadt, als er an der Spitze seiner Getreuen, dem Generalgouverneur die pflichtmäßige Morgenvisite abstattete. Der General der Provinz, zugleich General und Fürst, galt etwas bei Hofe und darum war die Frage nicht ohne tiefen Sinn, umsomehr, als er auf einer amtlichen Inspectionsreise sich befand. „Das Bett war zu kurz,“ brummte der Gouverneur, und Bürgermeister und Rathsherrn jentken beschämt und voll böser Ahnung den Blick; wohl hatten sie das längste Bett in der Stadt requirirt, aber der General maß sieben Fuß und so lang war Niemand in der ganzen Stadt. Es bedurfte einer langen Zeit, bis der General die Tactlosigkeit seiner Untergebenen, Magistrat und Einwohner das unglückliche Ereigniß vergaßen.

Mit der Geschichte will ich eigentlich gar nichts weiter gesagt haben, als daß es von der höchsten Bedeutung sein kann, in was für einem Bett man schläft. Andere Betten, andere Betten! doch soll damit nicht behauptet werden, daß es nicht auch Zeiten gegeben hat, wo man gar keine Betten brauchte.

Adam — das ist aber schon sehr lange her — lag jedenfalls im Grase, als er eine Rippe verlor und dafür ein holdes Weib gewann. Diese Art Gesel in des nicht Bedermann und so lesen wir denn im Buche Moses, 3, 11, daß schon Dg, der Riesenkönig von Baschan, ein eisernes Bett besaß, neun Ellen lang und vier Ellen breit, welches aber wohl nur eines seiner Kinder benutzte hat, da er selbst höher als der Ararat war. Wie dem nun auch sein mag, eins ersehen wir aus der Erzählung, daß es mit unserer hochgepriesenen Civilisation nichts ist; wir glauben Wunder was mit unseren großen neuen eisernen Betten erfunden zu haben, während doch vor mehr als 3000 Jahren schon Dg, der Riesenkönig von Baschan, ein solches besaß.

Die wahre Heimat unserer Betten scheint Egypten zu sein. Das gewöhnliche Material, aus welchem man sie anfertigte, war Holz, allein auch solche aus Eisen, Bronze, selbst aus Silber werden erwähnt; als Kopfkissen diente ein Holzblock mit einer kleinen Höhlung darin, wo man das Haupt niederlegte, und um diese Situation noch ungemüthlicher zu machen, wurde das Bettende auf ein Piedestal gestellt, so daß man, wie es scheint, bei der geringsten Bewegung umfiel. „Vielleicht“, sagt mein Gewährsmann*, glaubten die scharfsinnigen Egypter an dasselbe Princip, nach welchem der große Herzog von Wellington

* Notes on beds and bedding: historical and anecdotal by James N. Blyth, London Simpkin, Marshall and Co. 1873.

gehandelt haben soll, nämlich, daß wenn überhaupt Jemand sich im Bette wendet, es für ihn Zeit ist, aufzustehen.“ Die Hebräer gebrauchten als Unterlage Säcke aus Schaf- oder Ziegenleder, gefüllt mit Wolle, Federn oder Stroh. Auch darin manifestirte sich Salomo's Weisheit, daß er sich ein ordentliches Bett machen ließ aus dem Cedernholz vom Libanon, mit silbernen Stützen und goldenem Boden, bedeckt mit jenen thyrischen purpurfarbenen Wollendecken, welche die Alten nicht genug preisen können. Der weise König erzählt uns auch, wie jenes Weib, dessen verführerische Künfte er so lebhaft zu schildern weiß, ihre Opfer zu bethören suchte, indem sie ihr Bett wie mit Tapeten bekleidet angestrichen, geschmackvolles Schnitzwerk an demselben anbringen ließ und wie sie dann selbst das feine egyptische Kissen mit Myrthen, Aloe und Zimmt bestreute. Noch heute singen die Baidern in Indien: „Die Ruhestätte meines Geliebten ist mit Quirlanden geschmückt und durch einen Baldachin, von Jasmin überschattet, ich habe sie mit dem wohlriechenden Staube von Keurah und mit duftigen Rosen bestreut.“ Doch galt das Bett wohl damals mehr als heute, es war zugleich ein Sopha, auf welchem man des Tages ruhte. Als die Wörder zu Isoboseth, dem Sohne Sauls, heranschlichen, lag der Ehrenmann noch am hellen Mittag im Bett und der Prophet Amos schildert die prachtliebenden Israeliten, daß sie „auf ihrem Lager liegen und das Lamm aus der Herde und die Kälber aus dem Stalle essen.“

den, die beide des Italienischen nur in unvollkommener Weise mächtig sind. Die durchaus wortgetreue Uebersetzung ist hier im auswärtigen Amte durch einen der vortragenden Rätthe ausgeführt worden.

Ein Zeichen der Zeit ist auch die Zustimmung, welche der Brief des Kaisers Wilhelm in England findet. Die „Times“, den Brief des Papstes besprechend, sagt, es sei nicht leicht einen Brief zu erdenken, welcher unter der Maske christlicher Liebe so viele unerträgliche Insulten enthalte. Die „Times“ glaubt, die Lage Englands gegenüber Rom sei ähnlich der Deutschlands. „Rom, welches Deutschland mit Zerstückelung bedroht, ist daselbe Rom, welches mit jeder Art von Empörung in England fraternisirt. Das Papstthum ist der gemeinsame Feind, gegen den die Mächte Europas zu handeln haben werden.“ Die „Daily News“, der „Daily Telegraph“ sprechen sich in ähnlichem Sinne aus.

„Pall Mall Gazette“ sagt:

Der Brief des Papstes enthält eine Reihe von Beleidigungen, und habe dem Kaiser Gelegenheit gegeben, mit Würde und unverkennbarer Wahrheit zu antworten, daß der Papst die deutschen Verhältnisse nicht kenne. Wenn die Deutschen, die mächtigste europäische Nation, im Stande wären, das Problem des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche dadurch zu lösen, daß der Staat über die Kirche gesetzt wird, und auf diese Weise den Sieg über den Hauptvertreter ekklesiastischer Ideen davontragen, so würden sie eine Heldenthat von unberechenbarer Größe vollbringen, welche schließlich den Gedanken und der Religion der Welt eine neue Richtung geben dürfte.

Das „Echo“ schreibt:

Der Brief des deutschen Kaisers ist eine der Gedankensstationen in der Geschichte der menschlichen Entwicklung. Er ist würdig treffend. Mit schneidender Höflichkeit mahnt er den Papst, daß es unmöglich sei, daß die Regierung eine Politik einschlage, welche der Kaiser nicht billigen sollte. Aber auch sonst verrieth jeder Satz in diesem mächtigen Briefe die feste Hand des Kanzlers. Die ganze Antwort ist so gefaßt, daß sie dem Papste das Blut ins Angesicht treiben muß. Er und die Seinigen haben in unseren Tagen nie eine solche Sprache gehört. Sie führt uns zurück in die Zeiten starker Männer und starker Thaten. Der vorliegende Brief ist ein Schreiben, wie es Luther von der Wartburg bei Eisenach aus hätte absenden können.

Die Nachrichten, welche von royalistischer Seite über die Salzburger Zusammenkunft aus Frankreich einlaufen, stellen nunmehr die Restauration des legitimen Thrones in sichere und unmittelbare Aussicht. Wenn es auf das „Journal de Paris“, den Moniteur der Prinzen von Orleans, ankäme, so wäre der Chef des Hauses Bourbon schon in einigen Tagen König. Die „Union“, der Frohsdorfer Moniteur, geht schon vorfichtiger zu Werke. Die Majorität in der Kammer für die Herstellung der Monarchie müßte jedenfalls zunächst vorhanden sein, allein der „Sibele“ meldet auf der andern Seite, daß die Majorität gegen die projecte der monarchischen Fusion gesichert ist! Wer hat Recht? Wie die Dinge jetzt stehen, genügen die Versicherungen der Parteiblätter nicht mehr, in denen sich zum Theile weitgehende Illusionen, zum Theile interessirte Täuschungsversuche Ausdruck verschaffen. Es bedarf der bereits seit langer Zeit angekündigten Offenbarung des Grafen Chambord,

die nun unverzüglich erscheinen muß. Wie es aber Heinrich V. machen soll, daß, wie das „Journal de Paris“ sagt, „die Nation Alles erhält, ohne das der König etwas opfert“, das bleibt vorläufig ein Geheimniß, dessen Lösung jeder vernünftig denkende Mensch den royalistischen Faisseurs überlassen muß. Die weiße Fahne scheint Graf Chambord leichten oder schweren Herzens ausgegeben zu haben. Nachdem er so oft und so heilig geschworen, in ihren Falten leben und sterben zu wollen, war das Einziehen derselben also kein „Opfer“ für ihn. Die weiße Fahne ist bereits so discreditirt bei den Royalisten à tout prix, daß der „Figaro“, jener erbärmlichste Speichellecker der Restauration, mit der ausgefuchtesten Grobheit über deren Vertheidiger herfällt. Sie sind nur mehr „eine Handvoll weißer Radicale“, die ebenso unvernünftig und unpolitisch sind wie die rothen Radicale; sie sind „ebenso treue wie ungeschickte, ebenso wohlmeinende wie unpopuläre Rathgeber, die gerne die Monarchie sterben sähen, wenn sie ihr nur mit eigener Hand die Augen zudrücken dürften.“

Wie dem auch sei, die Krisis ist vollkommen acut geworden und kann nicht länger hinausgehalten werden. Die gerade jetzt erfolgte Ernennung neuer Präfecten und Unterpräfecten, sowie das Inslebentreten der militärischen Territorial-Organisation deuten an, daß man auf eine umfassende und kräftige Action in den Regierungskreisen sich vorbereitet.

Aus Madrid wird vom 13. d. M. gemeldet, daß der mit seinem Geschwader vor Cartagena befindliche britische Admiral Helverton sowohl der Regierungsflotte wie den Intransigentis die Dienste seiner Schiffsärzte zur Pflege der in dem letzten Secretressen Verwundeten angeboten habe. Das Anerbieten wurde unter Dankesäußerungen abgelehnt. Admiral Lobo gab an, seinen einzigen Verwundeten an Bord zu haben, und erklärte bei diesem Anlaß, daß er das in der Gewalt der Insurgenten befindliche Panzerschiff „Zetuan“ absichtlich habe entweichen lassen, um ein so werthvolles Schiff nicht zu zerstören; das Schiff werde ohnedies bald in seine Gewalt gelangen, da die Stadt Cartagena nur mehr für ganz kurze Zeit verproviantirt sei.

Während die Intransigentis sich den Engländern gegenüber, denen sie die Wegführung zweier Fregatten nach Gibraltar noch immer nicht vergessen können, sehr gereizt zeigen, sind wieder die Mannschaften und Officiere der vom Admiral Lobo geführten Regierungsschiffe auf's äußerste über die Franzosen erbittert, deren Schiff sich bekanntlich zwischen die „Victoria“ und den „Mendez Nunez“ gelegt hatte; es fehlte wenig und sie hätten Feuer auf die Franzosen gegeben.

Unter den Carlisten soll Zwietracht und gegenseitiges Mißtrauen herrschen. In Barcelona hat sich eine Versammlung von Kaufleuten und Gewerbetreibenden für Verweigerung der von den Cortes angenommenen Kriegsteuer ausgesprochen.

Dr. F. Buda-Pest, 19. October.

Uebermorgen, Dienstag, dürften sich auch die ungarischen deäkistischen Organe um so gewisser mit den Symptomen unserer altconservativen Politik beschäftigen, als bereits heute „Magyar Politika“ an die Ventilierung des Parteiprogramms schreitet, auf welches im Sinne des heutigen „Lloyd“-Leaders Ver-

fasser desselben nicht wenig gespannt ist. Wir aber wollen die Altconservativen weder nach ihrem parfümirten, jesuitisch verkappten Programme, noch weniger aber wollen wir bei uns die Altconservativen nach ihren Früchten erkennen. In der heute eingeschlagenen Richtung wünschen wir dem Redacteur genannten Blattes unverbrüchliche Consequenz, und den übrigen deäkistischen Organen eine gleiche unverhaltene, entschiedene, perhorrescierende Zurückweisung. Nur scheinbar, nur noch für den Moment behält man in diesem Lager die deäkistische Maske, doch wenn der „Ung. Lloyd“ den Altconservativen zuruft: Wir scheuen keine Gespenster, wenn die Kasztunde der Reaction angerückt, wenn die Gespenster und Geisterstunde vorüber, dann reiße die unabhängige Publicistik jesuitischen Seelen die Maske herunter und rufe ihnen zu: Ihr wollt gegen den Zeitenstrom, die Erbschaft der Deakpartei antreten, gegen die Civilehe, gegen die Freiheit der Gemeindeschulen opponiren? Ihr wollt den Trésfort-Deäkischen Plan durchkreuzen, die staatliche Selbstständigkeit auf euer Kreuz schlagen, damit der Staat in seiner Machtvollkommenheit erlahmen, den lebenden Mittelalterlichen zu Liebe zum Kreuze kriechen, ihr wollt die Regelung zwischen Staat und Kirche vereiteln und vorerst im Sinne eines jesuitischen Ultramontanismus die katholische Autonomiefrage gelöst sehen? Das ist's, was ihr wollt; wir aber wollen, was wir müssen, soll der Staat als ein Culturstaat, nicht nach eurem Geschmacke, sondern im Lichte der Zeit, seine Mission erfüllen, wie ihm dies der categorische Imperativ, der Humanität allgemeiner Cultur und des unabhaltbaren vorwärtstrebenden Zeitgeistes unverbrüchlich vorschreibt.

Dr. F. Buda-Pest, 20. October.

Nach dem verbürgten Inhalte meines eben abgegangenen Telegrammes ist eine neue Phase in der Physiognomie der Politik unserer Altconservativen eingetreten und somit im Wesentlichen telegrafisch überholt worden, was meine letzte Correspondenz gemeldet hatte. Ich glaube mich des Dementi um so weniger scheuen zu müssen, als bekanntlich seit mehreren Tagen unsere gesammte Presse auf unsere Altconservativen einen düsteren Blick geworfen, der dubiosen, retrograden Richtung beide Lloyds ihr „anathema sit“ entgegenstellt, und namentlich „Ungarischer Lloyd“ den Herren des Rückschrittes zugerufen: „Unsere Altconservativen rühren sich.“

Nun stellt es sich heraus, daß Kecskemeti die Laune ankam, so ganz auf eigene Faust hin, eigenthümlich Politik zu machen, conservativer zu erscheinen, als es die Altconservativen selber sind. „Magyar Politika“ zählt demnach zu jenen Blättern, welche päpstlicher als der Papst selber und im un-rechten Momente zur Action drängen, die auch das Bischofs Credit gefährdete, welcher, außerhalb der Deakpartei, das ganze parlamentarische Ansehen unbedingte in die Schanze schlug. Verbürgt jedoch vernehme ich, daß die Koryphäen der altconservativen Partei, für den Moment nicht fahnenflüchtig, sich zu keinen Conventikeln versammeln werden und sich ein-stweilen einer vorwiegend neutralen Haltung hingeben wollen.

Die Kissen, welche Nachts auf das Bettgestellt gelegt wurden, waren gewöhnlich mit Wolle oder einer Art Baumwolle gefüllt, obgleich auch Gründe zur Annahme vorhanden sind, daß schon damals Federn und Dunen gebraucht wurden. Uebrigens sei hier gleich erwähnt, daß nicht einmal die Matrasen und Springfedern eine moderne Erfindung sind, so wenig wie die eisernen Betten. Die alten Egyptianen hatten etwas Aehnliches, wenn auch die Federn nicht aus Stahl, sondern aus Rohr und Palmzweigen gebildet wurden.

Was soll ich von dem Bett des Keres mit den silbernen Füßen und dem blumengeschmückten Baldachin nebst all den Toiletten-Geheimnissen, welche dazu gehörten, sagen? Die Griechen der bessern Zeit hielten nicht viel von Betten, weil sie thörichter Weise glaubten, daß man bald verweichlicht werde, wenn einen nicht am frühen Morgen beim Erwachen alle Knochen vom harten Lager schmerzten; doch fand man bei ihnen härtere Bettgestelle mit durchlöchernten Brettern oder quer übereinander gezogenen Riemen, aus Ochsenhaut geschnitten, und Negwerk als Unterlage. Erst später fing man an, den Werth des Bettes zu schätzen und die Kunst wußte dann auch hier das Richtige zu treffen. Statt der wilden Bestien, welche die barbarischen Völker in ihrem Schnitzwerk darzustellen liebten, wandte sich der feinere Geschmack der Griechen den Pflanzen zu: Weinlaub, Acanthus, Weißblatt treten uns in den Verzierungen an den Bettgestellen zu-meist entgegen. Die Römer ahmten den Griechen nach

und daß sie dieselben in den Tagen des Wohllebens noch übertrafen, weiß jeder Schulbub. „Morgen ist auch ein Tag“, sagte Cicero, wenn er sich nach dem Essen auf's Ohr legte, und hart war das Kissen wahrlich nicht, auf welchem der alte Herr lag. Als eine Eigenthümlichkeit der römischen Bettgestelle wird die Höhe bezeichnet, so daß man auf eine Bank treten mußte, um hineinzukommen. Baldachine scheinen im Gebrauch gewesen zu sein; ob aber auch Gardinen, ist zweifelhaft.

Der germanischen Wildheit bedurfte es, die Erinnerung selbst an den Comfort eines antiken Bettes zu verwischen. Es waren die Zeiten, in welchen der Sohn eines schottischen Häuptlings heftig ausgescholten wurde wegen seiner Weichlichkeit, als er sich eines Haufens Schnee als Kopfkissen bediente. Erst im 13. und 14. Jahrhundert finden wir wieder Betten anständigen Aussehens; doch bildeten dieselben selbst im Besitz von Fürsten werthvolle Stücke, wie aus einer Anzahl von Testamenten hervorgeht.

Dann kam die Zeit, wo jene schauerlichen Himmelbetten beliebt waren, wie sie zum Theile noch bis in unsere Tage überliefert worden sind. Federbetten waren damals und noch zu Zeiten unserer Großväter üblicher als jetzt. Das Klima bedingt den verschiedenen Gebrauch, der Norden neigt den Federbetten, der Süden den Matrasen zu. Seit John Clark 1813 das Luftbett und Dr. Arnott oder J. B. Groß das Wasserbett einige Jahre später erfunden, hat moderne Er-

findungskunst für Kranke und Freunde der Bequemlichkeit alles Mögliche geleistet. Alle Welttheile sind in Contribution gesetzt. Wenn Du, lieber Leser, schlaflos auf Deinem Lager Dich hin- und herwälzt, so denke an die zahllosen Gänse Islands, welche gerupft werden müssen, um Dein Kissen zu füllen, an die Schwänze und Mähnen, welche den in den Pampas unherstreifenden Rossen abgeschnitten werden mußten, Deine Matrasse zu füllen; denke an die Schafe Australiens und Rußlands, welche ihre Wolle hergaben, und an die geplagten Neger, welche unter der tropischen Sonne Amerikas die Baumwollenstaude pflegen — denke daran und Somnus, der Freund aller Guten wird Dich bald in seine Arme schließen; es sei denn, Du liegst in einem jener Folterwerkzeuge, welche noch hier und da deutsche Tischler-Phantasie ersinnt und deutschen Hausfrauen als Bett aufschwakt. Das Bett ist für den Menschen und nicht der Mensch für das Bett gemacht; diesen Grundsatz haben unsere Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen längst anerkannt. Nur was die Füllung anbetrifft, haben vielleicht die Italiener die Franzosen noch übertroffen mit jenen vortrefflichen und erfrischenden Matrasen, welche mit den weichen elastischen Maisblättern gefüllt sind.

Nicht immer ist faul, wer gern im Bett liegt — das haben wir schon auf vielen Blättern der Geschichte gelesen. Hier ein Beispiel.

Es sind nun gerade 60 Jahre her, da wohnte in

Kaiser dem Theater entzückt, das sen wollte. schauspieler und Wol liebenswürdig Gester

Wurfstelpar zöfische, er Abtheilung. Votschasterv geladen wa mittags d conferire Nachmittags stellung bei m a r k, es ertönte es, sagte laut u man aus 2

Die h Jahresh. Es Geschützen sterhafter D der Mitte i Treffen mit Um diese J neralsumfon (an 60,000 mando. R sämmtliche feud, eben sandtschaster Von Dancie herzogin M Um ze gen, stieg d prinzen Gu Josef entge gekentem G spielten die defilirten

Um zu Bei dem h e l m dem und beglic der vorref Truppen.

Wieder Nachmittags ausschließlic bejichtigte in der den. sche. nirt länger

dem schlechte in Benedig ger Musikus Jahre und f Kälte des v zu sparen, l „Il figlio p beendigt, da gem und fie unter, allei warme Bett telt fuhr er

„Al diav — sprach's Gebächtniß u — und wiet

„Es gib „wenn ich es gefallen ist; „Nust wie a schreiben.“ C wie er es be

„Amico Duett, verju mir, was D Der A

„Nun f da liegt noch

Der Aufenthalt des deutschen Kaisers in Wien.

Wien, 20. October.

Kaiser Wilhelm erklärte sich gestern nach dem Theater paré von seinem hiesigen Aufenthalt so entzückt, daß er bis Donnerstag Abends hier verweilen wolle. Er ließ sich nach dem Theater die Hofschauspieler Lewinskij, Förster, La Roche und Wolter vorstellen und sprach mit allen in liebenswürdigster Weise.

Gestern Nachmittags besuchte der Kaiser den Würstelplatz, dann in der Ausstellung die französische, englische, indische, Schweizer und belgische Abtheilung. Um 5 Uhr war er beim Galadiner des Botenposters Schweinitz, zu dem 24 Personen geladen waren. Bis marck besuchte gestern Vormittags die protestantische Kirche in Gumpendorf, conferirte dann mit Andrássy, mit dem er Nachmittags eine Praterfahrt unternahm und die Ausstellung besuchte. „Eisen Andrássy, Hoch Bis marck, Eisen Bis marck, Hoch Andrássy“ ertönte es. Beide lachten herzlich. Bis marck sagte laut vernehmlich: Es scheint, Herr Graf, daß man uns Beide hier lieb hat. —

Die heutige Parade war die glänzendste dieses Jahres. Es waren gegen 84,000 Mann mit ca. 88 Geschützen ausgerückt. Die Regimenter rückten in musterhafter Ordnung aus, nahmen um halb 10 Uhr in der Mitte des Exercierplatzes auf der Schmelz in drei Treffen mit der Front gegen Schönbrunn Aufstellung.

Um diese Zeit kam unser Kaiser in österreichischer Generalsuniform, von lebhaften Zurufen der Zuschauer (an 60,000) begrüßt, und übernahm selbst das Commando. Kronprinz Rudolf, Prinz Leopold, sämtliche Erzherzoge und die Generalität war anwesend, ebenso sämtliche Militär-Attachés der Gesandtschaften und hier befindliche fremde Officiere. Von Damen die Großherzogin von Baden, die Erzherzogin Marie Theresia und mehrere Hofdamen.

Um zehn Uhr kam Kaiser Wilhelm zu Wagen, stieg dann zu Pferd, wurde zuerst vom Kronprinzen Guboff begrüßt, dann ritt ihm Kaiser Franz Josef entgegen, erstattete Rapport und blieb dann mit gesenktem Säbel an dessen Seite. Die Musikcapellen spielten die deutsche Volkshymne und die Truppen defilirten.

Um zwölf Uhr war die Revue zu Ende. Bei der heutigen Parade berief der Kaiser Wilhelm dem Kriegsminister Ruhn an seine Seite und beglückwünschte ihn vor dem ganzen Stabe zu der vortheilhaften Haltung und Ausbildung der Truppen.

Bis marck war nicht zugegen. Heute besucht der deutsche Kaiser das Opernhaus; es wird das Ballet „Ellinor“ gegeben. Morgen besucht er in der Ausstellung die deutsche Abtheilung und die Maschinenhalle.

Wieder Erwarten erschien Kaiser Wilhelm heute Nachmittags 4 Uhr in der Ausstellung und besichtigte ausschließlich die deutsche Abtheilung. Bis marck besichtigte in Civilkleidung, begleitet von einem Herrn der deutschen Gesandtschaft, die Stadt und prome nirte längere Zeit in der Ringstraße.

dem schlechtesten Zimmer des schlechtesten Gasthauses in Venedig ein armer und unbekannter, aber ehrgeiziger Musiker, mit Namen Rossini. Trotz seiner 21 Jahre und seines heißen Blutes empfand er doch die Kälte des venetianischen Winters, und um das Feuer zu sparen, lag er im Bett und componirte seine Oper: „Il figlio per azzardo.“ Er hatte gerade ein Duett beendet, da entglitt das Notenblatt den erstarrten Fingern und fiel unter das Bett; Rossini beugte sich hinunter, allein er konnte es nicht erreichen, ohne das warme Bett zu verlassen, und von der Kälte geschüttelt fuhr er zurück.

„Al diavolo col duetto, ich will's neu schreiben“ — sprach's und machte sich an die Arbeit; allein das Gedächtniß versagt und er brachte es nicht zu Stande — und wieder guckte er sehnsüchtig unter das Bett.

„Es gibt vielleicht ein Unglück“, murmelte er, „wenn ich es wieder aufnehme, da es nun einmal gefallen ist; wenn ich einsti reich werde, will ich meine Musik wie andere Componisten bei solchem Wetter schreiben.“ Er schrieb ein neues Duett, und gerade wie er es beendet, tritt ein Freund herein.

„Amico!“ ruft Rossini, „sieh her, ich habe ein Duett, versuche es einmal auf dem Piano und sage mir, was Du davon hältst.“

Der Amico ist entzückt.

„Nun strecke einmal den Arm unter das Bett, da liegt noch ein Duett, versuche auch dieses.“

Des deutschen Kaisers Heerbann.

Wien, 20. October.

Die Parade, welche heute zu Ehren des deutschen Kaisers auf der Schmelz abgehalten wird, ist von allen Revuen des verfloffenen Sommers wenn auch nicht die glänzendste an Machtentfaltung, so doch die bedeutungsvollste. Sie bildet gleichsam das Siegel zu den unvergesslichen Worten jener Thronrede, mit welcher im Jahre 1867 der wiedererstandene Reichsrath eröffnet wurde. Vergessen ist das unsägliche Weh von 1866, vergessen, daß Preußens König zur deutschen Kaiserkrone nur durch Siege über österreichische Truppen gelangen konnte, die sich heute vollbewußt als Gleiche fühlen können, wenn sie vor dem mächtigsten Herrscher der Welt defiliren.

Der weiße Czar vermag zwar mehr als zwei Millionen Streiter zu den Waffen zu rufen; allein diese ungeheure Masse ist über ein Steppenland von mehr als 300.000 Quadratmeilen zerstreut, und bevor sie sich nur in Bewegung setzt, kann die Entscheidung schon gefallen sein. Der deutsche Kaiser aber gebietet faktisch über eine Armee von 1,251,691 Mann, 258,098 Pferden, 2286 Feldgeschützen und 10,728 Fuhrwerken; während eine Flotte von 4 Thurnschiffen 7 Panzerregatten, 13 Schraubendampfern größerer, und 31 kleinerer Gattung, dann 8 Segelschiffen, zusammen also von 163 Fahrzeugen mit 586 Kanonen der Flagge des deutschen Reiches auf allen Meeren eine Achtung gebietende Position sichert, die Operationen der Landarmee gegebenen Falls wirksamst unterstützen kann.

Die Bürgschaft der preussisch-deutschen Erfolge lag und liegt in der raschen und präzisen Durchführung eines bewährten Mobilisierungsplanes. Für Alles ist im Voraus gedacht und gesorgt. Jeder einzelne Mann weiß genau seinen Platz und eilt auf die erste Ordre, ihn auch auszufüllen.

Alljährlich wird die ganze Mobilisierung der Armee auf dem Papiere durchgeführt, Alles revidirt, die Lücken entsprechend ausgefüllt, das Materiale ergänzt, mit einem Worte Alles so vorbereitet, daß am zehnten Tage nach Publication der Mobilisierungs-Ordre die ganze Armee kriegs- und marschbereit dasteht, die unendlich complicirte Maschine der Kriegsverwaltung so regelmäßig arbeitet, als wäre sie jahrelang in Thätigkeit. Und auch das Schwierigste, die Verstellung der Bepannungen, Lebensmittel und sonstigen Materials ist genau geregelt und bis zum kleinsten Nagel oder Bindfaden in der Tasche des Zimmermanns ist Alles besorgt, alles in Ordnung vorhanden.

Am 17. oder 20. Tage nach Erlaß der Mobilisierungs-Ordre kann die Feldarmee, welche in 148 Infanterie-Regimentern, 26 Jägerbataillons, 93 Cavallerie-Regimentern, 20 Artillerie-Brigaden, 18 Pionnier-Bataillons, 16 Train-Bataillons formirt ist, an jedem beliebigen Punct der Reichsgrenze vollständig schlagfertig zum Beginn der Operationen bereit stehen; während in derselben Zeit die Besatzungstruppen aufgestellt und am 30. Tage zur eventuellen Vereinigung mit der Feldarmee bereit sind, die Ersatztruppen aber die Ausbildung und Nachsendung der Nachschübe, nöthigenfalls die Vertheidigung des Landes übernehmen.

Der Freund thut, wie ihm geheißen und findet, daß das zweite besser als das erste sei; doch der Freund im Bette setzt ihm auseinander, daß eigentlich jenes das erste sei und erzählt ihm, wie das Alles so sonderbar gekommen. Nun singen beide Freunde die Duette, der eine im Bett, der andere auf dem Bettende sitzend, und beide finden, daß das unter dem Bett besser sei; aus dem zweiten aber machte der Tondichter ein Terzett. So kam es, daß Rossini, weil er zu faul, aus dem Bett zu gehen, zwei Duette schuf und aus dem zweiten später ein Terzett machte. Wer will ermessen, wie viele furchtbare Tbeben und große Thaten den schwelgenden Kissen eines behaglichen Bettes ihren Ursprung verdanken, und wie viel Aerger wiederum, wie viel böse Laune und Ungerechtigkeit trotz der goldigen Sonne auf ein hartes Lager zurückgeführt werden müßten. Declamirt nur ruhig fort, ihr Spartaner, am rechten Ort zeigt ihr doch wieder, daß ihr auch noch für Anderes Sinn habt als für Blutsuppen, und — après tout le luxe est une jolie chose!

Der deutsche Kaiser beherrscht somit den ersten Militärstaat der Welt, welcher allen anderen Staaten in der Pflege und Sorgfalt für die Entwicklung und Ausbildung der Wehrkraft weit voran steht. Die Nothwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht wird im deutschen Reiche allseits anerkannt, die Geseze selbst strenge und unparteiisch durchgeführt. Die Organisation ist höchst einfach; die Ersatztheilung, mit den politischen Kreisen übereinstimmend, erleichtert wesentlich die allgemeine Manipulation, und wird der gesammte, äußerst complicirt scheinende Apparat durch die gleichmäßige Einrichtung für Alle, sowie durch Einfachheit und den seit Langem unveränderten Bestand vor vielen störenden Reibungen bewahrt.

Die Sorgfalt, welche dem Militär-Bildungswesen, trotz der guten Volksschulen zugewendet wird, die Geseze zur Erhaltung und Versorgung gebienter Unterofficiere, vor allem die Einrichtungen zur Hebung des Patriotismus und eines strammen militärischen Geistes; so wie endlich die Sorge für die materiellen Interessen der Heeresangehörigen, deren Witwen und Waisen, haben dem Wehrstande eine geachtete, hervorragende Stellung im Staate gegeben, und so aus dem kleinen Preußen binnen wenig Jahren das große mächtige deutsche Reich geschaffen.

Wie das kam, haben wir ja unter unseren Augen sich vollziehen sehen! Und auch in neuester Zeit wird vor allen Dingen in der Entwicklung des Heeres das Mittel zur Sicherung der errungenen Machtstellung gesucht und in Folge einer die modernen Hemmnisse kühn und rücksichtslos überschreitenden Pflege, das Heer zum wirksamsten, fast einzigen Schutze der Macht, Einheit und Größe des Reiches geschaffen. Allein es ist die Frage, ob eine Nation, welche wie die deutsche, alle geistigen und wirtschaftlichen Bedingungen zu einer dominirenden Position in sich selbst besitzt und naturgemäß dieselbe sich erringt; — welche ferner geeinigt, von edler Vaterlandsliebe befeelt, den Frieden liebt, aber für die Vertheidigung der Heimat auch die größten, schwersten Opfer nicht scheut, ja sie freudig bringt; ob selbst diese Nation eine solch riesige Anspannung der Wehrkraft auch im Frieden auf die Dauer wird ertragen können. Nur ganz außerordentliche Mittel, wie sie die letzte Kriegsbente nach Deutschland geführt hat, erlauben die Pflege des Heerwesens in solchem Maße, wie es im deutschen Reiche der Fall ist. Aber selbst die riesigen Summen werden sich endlich ausgeben und schon jetzt werden ernste Klagen laut, daß mit dem auf drei Jahre im Voraus bewilligten Pauschale von nahe 118 Millionen Gulden Silber pro anno die Bedürfnisse des Heeres nicht gedeckt werden könnten, daß selbst die enorme Entziehung der tüchtigsten Arbeitskräfte — Ein Prozent der männlichen Bevölkerung im Frieden, 2½ Prozent im Kriege — den militärischen Anforderungen nicht mehr genüge. Eine Steigerung scheint aus wirtschaftlichen und humanen Gründen (vide Auswanderung) nicht mehr möglich; und vielleicht ist die Zeit näher, als man denkt, daß das deutsche Reich abermals allen anderen Staaten — die ja alle die bewährten preussischen Einrichtungen und Bewaffnung angenommen, und damit eine gewisse Gleichheit erlangt haben — voraneilen und den Uebergang zu jenem System anbahnen wird, welchem die Zukunft gehört, gehören muß, zur Militär nämlich, deren Grundbedingungen Pflicht- und Gesezestreue, Gehorsam und hingebendste Vaterlandsliebe nirgends in so hohem Grade vorhanden sind als gerade im Volke der Deutschen.

Von den Alpen zum West, von der Maas zum Niemen weht die deutsche Flagge. Sie galt einst auch an der Adria und den Karpathen, und oft bluteten die Söhne des ganzen Oesterreichs für deutsches Recht und deutsche Ehre!

Vorgestern — am 18. October waren es sechzig Jahre, daß Oesterreicher und Preußen in treuer Waffengbrüderchaft bei Leipzig Deutschlands Sieg und Befreiung verfolgten, erlitten; sechzig Jahre, daß Oesterreich manch' schweres Unbill vergebend, den Lockungen und reichen Anerbieten des großen Napoleon widerstehend, auf Deutschlands Seite trat und dadurch dessen gerechte Sache entschied.

Schweres Ringen hat seitdem die Zeit gebracht; noch einmal standen Oesterreicher und Preußen für die deutsche Sache in treuem waffenbrüderlichen Kampfe. Seither haben wir das Recht verlieren müssen, an Deutschlands Geschicken thätigen Antheil zu nehmen; mußten ein vielhundertjähriges, mit Strömen Blut gefittetes Band zerreißen sehen. Doch wenn auch das Heranwachsen der Brüder deren Trennung zu einer unabwiesbaren Nothwendigkeit machte und nun jeder sein eigenes Haus besitzt und verwalter, so wollen wir doch nie vergessen, daß wir Söhne einer Mutter sind, daß wir gemeinsame Interessen haben; daß wir zusammenstehend, eine unbesiegbare Macht von über zwei Millionen Streiter bilden, und so den Frieden Europas dikturen.

Und wenn heute die Truppen Oesterreichs vom Kaiser Wilhelm defiliren, dann mag wohl in dem er-

lauchten Greise die Erinnerung an jenem Tag erwachen, an welchem er als hoffnungsvoller Jüngling vor neunundfünfzig Jahren der ersten Parade österreichischer Truppen im Prater beivohnte; mag sich erinnern, daß diese Parade gerade wie die heutige, ganz besondere Bedeutung hatte, daß sie ein Friedens und Verbrüderungsfest im schönsten Sinne war; mag denken, daß heute sei wie damals, jedoch — für immer!

„Ist kein Zsedényi da?“

Unter diesem Schlagworte bringt das „Neue Pester Journal“ einen unsere Finanzverhältnisse grell beleuchtenden Artikel, der unter allen Umständen beachtenswerth erscheint und den wir daher auch unverkürzt hier folgen lassen. Derselbe lautet:

Aus der deutschen Hauptstadt erhalten wir sehr trübe Nachrichten. Man theilt uns mit, daß Director Weininger, der mit einigen großen Berliner Häusern bezüglich des neuesten Anlehens unterhandelt, die Theilnahme dieser Häuser an dem neuen Anlehensgeschäfte wohl bereits gesichert hat, daß dies aber unter Bedingungen geschah, die, wenn sie bekannt werden, im ganzen Lande einen Schrei des Entsetzens hervorrufen werden. Von Berlin ist Weninger nach London gereist, und auch hier dürfte er wahrscheinlich dieselben freundlichen Worte und dieselben schwer zugänglichen Taschen finden. Es ist eben eine trübe Zeit für — Schuldenmacher.

Und uns bleibt keine Wahl. Wollen wir die Deficite des heurigen und des nächsten Jahres decken und die Lücken ausfüllen, welche das mißrathene Jahr in die präliminirten Einnahmen schlagen wird — und wir müssen dies wollen, soll nicht die ganze Staatsmaschine in Stockung gerathen — so können wir uns eines größeren Anlehens nicht entschlagen, so sind wir gezwungen zu borgen. Der europäische Geldmarkt aber tritt unserem Darlehensbegehren mehr als kühl, er tritt ihm geradezu abstoßend entgegen und in Wien, Berlin und wahrscheinlich auch in London stellt man Bedingungen, die man sich eben nur dem ungarischen Staate und der ungarischen Staatsverwaltung zu stellen wagt.

Wahrlich, wir haben beispielloses Unglück mit der Leitung unserer Finanzen. Seit der Stunde, welche uns die Verfassung wiedergab, hat fortwährend ein blinder Optimismus die maßgebenden Factoren unserer Finanzwirtschaft beherrscht. Von aller Anfang an, haben wir uns auf den Fuß des luxuriösesten Staatshaushaltes gestellt. Es fehlte nicht an ehrlichen Warnungsrufen, wir schenkten ihnen keine Beachtung. Unbekümmert um Wind und Wetter bauten wir lustig und wohlgenuth in die Luft hinein, und heute ist unsere Sach' auf nichts gestellt.

Zuerst trieb Könyay sein Spiel mit uns. Man ließ sich so gern von seinen künstlich combinirten Zifferngruppen täuschen, so gerne in den angenehmen Traum von wohlgeordneten und immer blühender werdenden Finanzen hineinkullern. Man votirte Ausgaben über Ausgaben, häufte Würden und Aemter und Sinecuren, als hätte es in Ungarn nie ein mißrathenes Jahr gegeben, als existirte für uns keine Dürre und keine Ueberschwemmung, keine Geschäftsstockung und keine wirtschaftliche Krisis. Nur als er uns verließ, um nach Wien zu gehen, hob er einen Zipfel des Vorhanges auf, hinter dem er die Wahrheit verbüllt gehalten, und ermahnte zu sparsamer Wirtschaft.

Gegensprüche waren es nicht, die ihm von hier aus folgten. Man schlug seine Warnungen in den Wind. Ihm folgte Kerkápoly. Bei Könyay war der Optimismus Politik, bei Kerkápoly ist er Natur. Könyay konnte aufhören, optimistisch zu sein. Kerkápoly kann es gar nicht. Er steht dem Urbilde des bis zur Väterlichkeit ausdauernden Optimisten, dem Panglos in Voltaires Candide, nicht um ein Härchen nach und würde seinen phantastischen Traum vom glücklichen Morgen nicht aufgeben, auch wenn das ganze Firmament über seinem Haupte zusammenstürzte. Er hält sicherlich auch heute noch diese Welt für die beste aller Welten, und ist davon überzeugt, daß Alles so geschehen mußte, wie es eben geschehen.

So ist der Finanzminister. Nicht viel besser war die Legislative. Es fehlte nicht an vernünftigen Mahnungen. Vor jedem Budget gab es Monate andauernde Generaldebatten, welche mit den großartigsten Sparsamkeitsideen vollgespickt waren. Aber wenn es zur Specialdebatte kam, da wurde dennoch Posten für Posten votirt, ja bereits Gestrichenes neueingestellt, bis am Ende wieder und wiederum ein übermäßig drückendes, riesige Deficite involvirendes Ausgabsbudget zustande kam, dem man ein Einnahmspräliminäre gegenüberstellte, hinter welchem die wirklichen Einnahmen millionenweit zurückblieben.

Es ist Zeit, Ernst zu machen. Die schwere Noth der Zeit hämmert mit gewaltiger Hand an unsere Thüre. Schütteln wir den entnervenden Großmachtstraum von uns ab, erwachen wir. Betrügen wir uns

nicht selbst. Unsere Einnahmen reichen nun einmal nicht aus für den luxuriösen Haushalt, wie wir ihn in den Flegeljahren unseres Optimismus eingerichtet. Wir sind arm und dürfen uns keine kostspieligen Liebhabereien gestatten und selbst das Nothwendige dürfen wir uns nur insoweit vergönnen, als es unerlässlich ist. Wir dürfen selbst Entbehrungen nicht scheuen. Das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen muß um jeden Preis hergestellt, die Ordnung schaffenden und Reductionen ermöglichenden Reformen müssen ungesäumt in's Leben gerufen werden.

Ehrliche und vernünftige Wirtschaft kann uns vielleicht noch helfen, ihr müßten alle Wahngelübten weichen, die uns bisher umfingen hielten. Auch Oesterreich hatte seinen Könyay, auch Oesterreich mußte Minister vom Schlage Kerkápoly's überwinden. Aber endlich kam noch zu rechter Zeit der letzte Mann. Der brave Breszl kam, der Mann mit dem schlichten Sinne, und der ehrlichen, jedem Hünubug, jeder Klunferlei verschlossenen Seele. Der Mann war sparsam bis zur Knickerei, haushälterisch und ordnungsliebend bis zur Pedanterie. Man spötelte und wigelte über ihn, aber ihm gelang es, die Finanzen Oesterreichs in Ordnung zu bringen. Als er zurücktrat, hat Oesterreich keinen Deficit und die Cassen waren gefüllt. Haben wir keinen Breszl, fehlt uns überhaupt der Ordnungssinn und Sparsamkeitssinn? Ist kein Dahnmann da — frag man seiner Zeit in Deutschland — ist kein Zsedényi da? — fragen wir.

Rocheport als Gefangener.

Während der Dampfer, an dessen Mast die Tricolore flattert, die Wogen durchschneidet, sitzt auf dem Verdeck ein bleicher Mann, der finstern Blickes in die Wellen schaut. Ein Husten scheint ihn ab und zu ersticken zu wollen, seine Wangen glühen fieberhaft und sein Auge sieht auf die Wogen, die kommen und gehen. Denkt er des Vaterlandes, das immer weiter hinter ihm zurückweicht? Denkt er an die, welche er zurückgelassen, denkt er an sein Vaterland? so ungefähr mag des frankten Henri Rocheport's Reise nach seiner neuen Heimat Neucaledonien sich abspielen so mag er Tage, Wochen lang auf dem Verdeck des Schiffes sitzen, wenn die Schergen, die ihn als Gefangenwärter begleiten, ihm wenigstens die freie Bewegung gestatten. Und in der That, er hat Ursache, Sorgenvoll der Seinen daheim zu gedenken. Ihr Mobilien hat die Familie gesteuert und der Gesamtverlös, den sie daraus erübrigt hat, beträgt kaum 3000 Francs. Für die Zukunft zu sorgen, ist eben keine Sache der Rocheports. Der Vater schon des Mannes der Laterne, der Marsellaise, des vierten September, des Freundes der Commune, dachte nicht viel daran, was später werden sollte, als er, der Sproß des altadeligen Geschlechtes, der Tochter eines Bäckers in der Rue — wir wissen den Namen nicht mehr — die Hand reichte. So lange seine Baudevilles in den kleinen Theatern von Paris gefielen, so lange die Liebe zu der schönen Bäckerstochter Stand hielt, so lange war der Himmel wolkenlos. Es war bald anders. Die Jugend Henri's war nicht die freundliche. So wurde er Bohémien, Mitglied jener Clique geistvoller Literaten, herabgekommener Künstler, so wurde er der bekannteste Mitarbeiter der „petite presse“, dann kamen die glänzenden Tage, in denen dem Autor der „Laterne“ Frankreich jubelte, Hunderttausende zuschossen. Aber Henri Rocheport war das Gold nur Chimäre. Rasch, wie es ihm zuströmte, gab er es wieder fort. Zur Zeit der Nationalversammlung in Bordeaux war es — ein Freund Rocheport's, der Augenzeuge war, theilt es uns mit — als einer der Mitredacteurs der Marsellaise ihn, den Besitzer des Blattes, vor einem Café um einige hundert Francs ersuchte. Rocheport gab ihm zwei Tausendfrancs Billets. „Aber Rocheport —“ „Ist es Ihnen nicht genug, hier ist mehr“ und er schob ihm zwei weitere Billets hin. Da ist es leicht begreiflich, daß der brustkranke Rocheport, der Monate lange Gefangene, seine Familie in schlimmen Verhältnissen zurückließ, nämlich seine jetzige Frau, mit der er schon Jahre lang vorher zusammenlebte und zwei Kinder, von denen Frau Rocheport nur die Mutter des jüngeren ist. Ihr Vormund versprach dem Verbannten, ehe man diesen auf das Schiff brachte, das ihn wohl für immer aus Frankreich führte, treu für die Kinder zu sorgen. Die politischen Freunde des Verbannten bemühen sich, es zu thun. Wie es scheint, ist ihre Lage dennoch eine trostlose.

Neuestes.

Agram, 20. October. In der heutigen Landtagsitzung interpellirte Antolek wegen Vorlage des Hauscommunionsheilungsgesetzes. Tombor wiederholte seine Interpellation betreffs der Gewaltthätigkeiten des Stuhlrichters Bugarsky. — Der Landtag ermächtigt den Banus, zur Linderung des Noth-

standes ein Anlehen von 300,000 fl. gegen Verpfändung der den Landesfonds gehörigen Staatspapiere aufzunehmen. Der Gesegentwurf über das Landesirrenhaus wurde in der General- und Specialdebatte angenommen. Hinauf wurden Berichte des Verifications- und Petitions-Ausschusses erledigt.

Wien, 20. October. Der Kronprinz von Dänemark wurde gestern Nachmittags vom Kaiser von Oesterreich und vom deutschen Kaiser empfangen.

Graz, 20. October. Im Landwahlbezirke Graz wurde bei engerer Wahl der Statthalter Kübel mit 125 Stimmen gewählt; Fürst Liechtenstein erhielt 123 Stimmen.

Lemberg, 19. October. In der heutigen Wählerversammlung gab das Stadtcomité die Candidaturen Smolka's und Ziemiakowski's bekannt. Die Versammlung war wenig zahlreich besucht.

Dresden, 19. October. Das in Pillnitz heute um halb 9 Vormittags ausgegebene Bulletin lautet: „Obgleich Se. Majestät der König in der verfloßenen Nacht ziemlich viel geschlafen, so dauern doch die Krankheitserscheinungen in gleicher Weise fort. Die Schwäche hat zugenommen.“

Dresden, 20. October. Das heutige Bulletin über das Befinden des Königs lautet: „Pillnitz, 7 1/2 Uhr Morgens. — Se. Majestät haben eine sehr unruhige Nacht verbracht. Der Schlaf war durch größere Athemnoth und Delirien gestört. Letztere, sowie die Beängstigung dauern auch jetzt noch fort. Fieber ist nicht vorhanden, die Pulsfrequenz aber beträchtlich vermehrt.“

Paris, 19. October. Den neuesten Informationen des „Messager de Paris“ zufolge würde die Rechte und das rechte Centrum der Idee einer vorzeitigen Einberufung der Nationalversammlung nicht zustimmen. — Marschall Mac Mahon hat gestern bei dem Fürsten Milan dinirt.

Paris, 20. October. Marschall Mac Mahon wird heute im Palais Chlysée die belgischen Majestäten, welche heute Früh in Paris angekommen sind, und sodann der Cardinal Bonnehose empfangen.

Rom, 20. October. Cardinal Patrizi wurde officiell in Kenntniß gesetzt, daß das Generalatshaus der Jesuiten von morgen ab nicht mehr als ihre Residenz betrachtet werden wird.

Rom, 20. October. Ein Decret des Königs schließt die Parlamentssession und ordnet für den 15. November den Beginn der neuen Session an.

Mailand, 20. October. Die „Perseveranza“ bestätigt, daß der französische Gesandte Journier Angebots der ungewissen Lage Frankreichs auf ausdrücklichen Wunsch Broglie's nicht sofort nach Rom zurückkehren werde; dessen Abberufung wäre ein Zeichen der Absicht der französischen Regierung, ihr freundschaftliches Verhalten gegen Italien zu ändern.

Madrid, 19. October. Die „Gazetta“ bestätigt, daß der Dampfer „Fernando el Catolico“ von der Fregatte „Anmancia“ zufällig in den Grund gebohrt wurde.

Constantinopel, 19. October. In Gemäßheit der vom Sultan erlassenen Befehle wegen unverzüglicher Inangriffnahme der Reformen auf dem Gebiete der Finanzverwaltung ordnet ein kaiserliches Tracte an, daß es von der beabsichtigten Emission neuer, zur Einlösung der Schatzbons von 1872 bestimmter Consolidés kein Abkommen zu finden habe. Die Regierung wird diese abgestempelten Schatzbons mit Consolidés von 1865, von welchen sie einen zur Durchführung dieser Operation genügenden Betrag besitzt, einlösen. Auch sind die, für die Einlösungsoperation nothwendigen administrativen Verfügungen rechtzeitig getroffen.

Verzeichniß

derjenigen Gegenstände, welche in der Mittwoch den 22. October 1873, Nachmittags 4 Uhr abzuhaltenden außerordentlichen General-Versammlung des städt. Repräsentantenkörpers zur Verhandlung gelangen.

1. Gesuch des Schulstuhls betreffs Errichtung einer dritten I. Elementar-Mädchenschulklasse.
2. Antrag des Repräsentanten Baron Bányi de Béla, daß keine neuen Schulen mehr errichtet werden sollen.
3. Vorlage durch den Oberfiscal, der über die Verpachtung der Localitäten im neuen Zinshaus- und Theatergebäude abgeschlossenen Verträge.
4. Gesuch der Genösbahaber im Zinshaus- und Theatergebäude um Nachlass von dem Pachtbetrage und Errichtung von Portalen.
5. Bericht der Wirtschaftskommission über das Resultat mehrerer Licitationen und Minuendo-Licitationen.

Herausgegeben von
Hofbauer Lajos,
Vicenotär.

Verzeichniß

derjenigen Gegenstände, welche bei der am 3. Nov. 1873 abzuhaltenden vierteljährigen General-Congregation des Arader Comitats zur Verhandlung gelangen.

- 1. Zusendung durch den Ministerpräsidenten des G.-A. X: 1873 über die Wahl eines Kronhüters.
2. Zusendung durch den Minister des Innern der legalisirten Copie des XI. und XII. G.-A. 1873 über die provisorische Deckung der Ausgaben der Waisenbehörden der Comitats, Städte und Districte, dann über die Bekleidung der Städte Baja und H.-M.-Básárhely mit dem Municipalrechte.
3. Zusendung durch den Justizminister des IV. G.-Ar. über den mit Belgien abgeschlossenen Staatsvertrag.
4. Zusendung durch den Finanzminister der G.-A. V, VI, VII, VIII, IX, XIII, XIV, XV, XVI und XXI vom Jahre 1873.
5. Zusendung durch den Minister für öffentliche Arbeiten und Communication des G.-A. XVII: 1873 über den Bau des Franzens-Canals.
6. Zusendung durch denselben des G.-A. XVIII: 1873 über die Inarticulirung des mit der Theiß-eisenbahn abgeschlossenen Vertrages.
7. Zusendung durch den Justizminister des G.-A. XX: 1873 über den Bedarf der Honvéds und der Pferde bei Gelegenheit einer Mobilisirung.
8. Intimat des Finanzministers, daß er das Gesuch betreffs Einstellung der Steuereintreibung nicht erfüllen kann.
9. Intimat des Ministers für Cultus und Unterricht über die Besetzung der Bibits-Stipendien-Plätze.
10. Intimat desselben, womit das Gesuch des Dalmacker Inwohners Johann Santa eingesehen wird.
11. Zusendung durch die ungarische Direction der Grundentlastungsfondsdirection des Resultates der im Monat April 1873 erfolgten Verlosung der ungarischen Grundentlastungsschreibungen.
12. Intimat des Ministers für Ackerbau, Industrie und Handel, womit die Comitatscommunität aufgefordert wird, über das Gesuch der Gesellschaften der „Vereinigten Arader städtischen und Comitatsparcassa“ sich vom eigenen Standpunkte aus zu äußern.
13. Gesuch des Adolf Winter und Cointeressenten über die Genehmigung des Titels: „Vereinigte Arader städtische und Comitatsparcassa.“
14. Intimat des Ministers für Ackerbau, Industrie und Handel, daß die kais. russische Regierung den Andreas Petkovich zum kais. russischen Consul für Ziume ernannt hat.
15. Intimat desselben, daß die französische Regierung den Vicomte Beaumont zu Generalconsul für Pest ernannt hat.
16. Intimat des Ministers des Innern, über den G.-A. IV. 1873, womit die den Grundstein des Vertrages bildende Nachtragsconvention über den Abschluß des Vertrages zwischen der österr.-ungarischen Monarchie und der königreich Belgien betreffs Auslieferung der Verbrecher, zur Kenntnißnahme zugesendet wird.
17. Intimat des Ministers für Ackerbau, Industrie und Handel, daß der Pesther Kaufmann S. Altschul seitens Regierung von Schweden und Norwegen zum Pesther Consul ernannt wurde.
18. Intimat des Ministers des Innern, laut welchem Se. k. und k. Apostolischen Majestät mittelst Allerhöchster Entschliessung von 17. Mai l. J. die beglückwünschende Repräsentation des Comitats aus Anlaß der Vermählung der Erzherzogin Gisella gnädigt zur Kenntniß zu nehmen geruhte.
19. Bericht des Vicegspans über das in der Gemeinde M. Pécska vorkommende Budgetdeficit.
20. Vorlage durch den Pécskaer Stuhlrichter des Beschlusses der Szemlafer Gemeindevertretung über die Verteilung der Krautgärten zur Genehmigung.
21. Vorlage durch denselben der Appellation des suspendirten Roman-Pécskaer Richters Juon Tencsán gegen die dortige Gemeindevertretung.
22. Vorlage durch denselben des Beschlusses der Roman-Pécskaer Gemeindevertretung über die Aufhebung der zweiten Notärstelle.
23. Bericht der ständigen Commission womit die Normativen der Promontorialgemeinden zur Annahme vorgelegt werden.
24. Bericht des Vicegspans über die Abschreibung von 20 fl. von den Rückständen der Gemeinde D.-Paulis.
25. Bericht desselben über das Gesuch der Gemeinde Zsigmondháza, daß ihre öffentliche Arbeitsleistung der Jahre 1871, 1872, 1873, die zur Verwendung bei dem Bau von zwei Sporen am Marosufer genehmigt wurden, von dem Comitats-Strassenbauhof abgeschrieben werden.
26. Vorlage durch den Risjender Bezirksstuhlrichter der Appellation mehrerer Bewohner der Ge-

meinde Muska betreffs Auffüllung des „Rastoka“-Baches.

- 27. Vorlage durch den Buttyiner Bezirksstuhlrichter des Gesuches der S.-Bucsaer Gemeindevertretung zur Genehmigung, daß die Staatschuldverschreibung über 80 zu Schutzwecken verwendet werden dürfe.
28. Vorlage durch denselben des Beschlusses der Buttyiner Gemeindevertretung über die Reparitur der Weidetaxen.
29. Apellation des Solymoser Inwohners Ilie Bukulesti gegen den Bescheid des Radnaer Bezirksstuhlrichters.
30. Beschluß der Gemeinde-Vertretung von Nagy-Bél über den Bau der Notärwohnung.
31. Beschluß der Gemeindevertretung von Apatek über die Benützung der Gemeindegewende.
32. Besetzung der durch den Rücktritt des Vörös Sándor in Erledigung gekommenen Vicenotärstelle.
33. Intimat des Ministeriums für Cultus- und Unterricht über die Spendung der Familienbibliothek seitens der Familie Básárhelyi für das Arader Lyceum.
34. Intimat des k. u. Ministers für Ackerbau, Industrie und Handel, über die Beförderung der Pferdezuucht.
35. Intimat des Ministers des Innern über den Pensionsfond der Comitatsbeamten und Notäre. (Fortsetzung folgt.)

Tagesneuigkeiten.

Arad, 21. October.

(Deputirtenwahl.) Aus Titel, 20. October, wird dem „Pester Lloyd“ telegrafisch gemeldet: Obwohl heute sowohl in Szentiván als in Lovel die Geistlichen injulirt und verhindert worden, die Wählerversammlung in Györgevo zu besuchen; obwohl einige Anhänger des Stratirovics in Verbindung mit zahlreichen Mileticianern mit entfalteten serbischen Fahnen die Proclamation des Georg Popovics hintertreiben wollten: gelang es dennoch, die sämmtlichen versammelten Wähler für den eben Genannten zu gewinnen. Die Mehrzahl der Wähler forderte Stratirovics auf, zu Gunsten des Popovics zurückzutreten, was dieser auch öffentlich vor den Wählern that. Hierauf wurde Georg Popovics mit Enthusiasmus und unter Entfaltung der ungarischen Fahne in Gegenwart von über sechshundert Wählern einstimmig proclamirt und aufgefordert, sich den Gemeinden persönlich vorzustellen.
Ein Gedenkblatt an die Wiener Weltausstellung im Verlag von Moriz Deutsch jun. in Pest ist soeben erschienen und können wir dasselbe als ein gelungenes, dem Zwecke würdiges Kunstblatt bezeichnen. Dieses Blatt veranschaulicht das Friedenswerk allegorisch und ist mit den Porträts Sr. Majestät, der Erzherzoge Carl Ludwig und Rainer, des Baron Schwarzs, Scott Russels, des Hofrath Engerhs und Johann C. Harckorts geschmückt. Die Ausführung ist eine sehr gelungene zu nennen. Das Gedenkblatt, ca. 800 Quadrat Zoll groß, ist Sr. Majestät gewidmet und jeder Prämirte und Functionär erhält ein Exemplar, in welchem sein Name und die erhaltene Auszeichnung eingedruckt sind, für den geringen Preis von 3 fl. Mit diesem Kunstblatt hat die lit.-art. Anstalt des Herrn Moriz Deutsch jun. gezeigt, auf welcher hoher Stufe der Leistungsfähigkeit dieselbe steht und können wir ihr unsere Anerkennung nicht versagen.
(Ausnahms-Tarif für die Beförderung von Körnerfrüchten und Mahlproducten nach Ungarn.) Die k. priv. österr. Staats-Eisenbahngesellschaft hat mit Rücksicht auf die diesjährige Missernte in Ungarn einen Ausnahms-Tarif für Getreide aller Art, Hülsenfrüchte und Mahlproducte mit besonders ermäßigten Frachtsätzen in's Leben treten lassen, um den Impart dieser Artikel nach Ungarn zu erleichtern. Die Sätze dieses Tarifes kommen bei allen Transporten der genannten Artikel, welche mit directen Frachtbriefen in einer außerungarischen Station nach einer ungarischen Station zur Aufgabe gelangen, ab der Einbruchstationen Marhegg, Steinbruch, Zegléd und Bazias in Anwendung. Exemplare dieser Tarife erliegen in den gesellschaftlichen Stationen und Speditons-Bureau, ferner bei der Betriebs-Direction in Wien (Bestalozziggasse 8) zur Einsicht auf.
(Revanche.) Ein Berliner Geschäftsmann erzählt folgende Afsaire, die er vor wenigen Tagen in Paris erlebte: Durch einen Zufall ward ihm auf der Reise sein Hut im Futtermal zerdrückt und er begab sich deshalb auf einem der Boulevards zu einem Hutmacher, um den Hut aufbügelu zu lassen. Man versprach, den Hut in einer Stunde fertig zu halten. Als der Herr wieder kam, machten sowohl die beiden

jungen Verkäuferinnen, als der Herr, theilweise unter sich auffallende Mienen, so daß der Berliner ahnte es solle ihm mit dem Hute ein Schabernack gespielt werden. Er betrachtete ihn deshalb genau. Der Hutmacher versicherte ihn, daß er den Hut nicht nur aufgebügelt, sondern auch ein neues Band umgelegt habe. Er sah! auch in der That wie neu aus. Der Hut wurde in eine Silberpapierhülle gethan, ein rothes Bändchen umgebunden, der Berliner sprach sein „merci, Monsieur“ und setzte, das Portemonnaie in der Hand, hinzu: „combien?“ — „Nous ne prenons pas d'argent d'un Prussien, Monsieur“, war die Antwort. — Der Berliner begriff schnell die Situation, obgleich er nicht geglaubt hatte, man würde ihn an der Sprache sofort als Preußen erkennen, wendete sich um, sprach: „alors encore une foi grand merci, Monsieur“ und verschwand, ganz untröstlich darüber, seine zwei Francs nicht losgeworden zu sein. Zu Hause angekommen, untersuchte er mißtrauisch nochmals den Hut, und entdeckte im Innern desselben eine Etquette, darauf stand: „Vorhard. Berlin.“ — So war denn sein eigener Hut zum Verräther geworden. Wer mithin Bedarf in irgend welchen Gegenständen hat, gehe nach Paris, kaufe ein, legitimire sich als Preuße — es folet nichts.

(Die erste Verwaltungsräthin.) Aus Köln schreibt man dem „Berl. Börsen-Cour.“: „Das ist aber noch nicht dagewesen. Frau Baronin Bertha v. Wittgenstein zu Carlsburg bei Kaasphe ist auf drei Jahre in den Aufsichtsrath der Bürger-Eisenwerks-Actiengesellschaft gewählt worden. Siehe Inserat der Gesellschaft in der Kölnischen Zeitung“ vom 13. October. Vielleicht gibt es nächstens auch weibliche Makler an der Börse, wie es Speculantinnen schon längst und nunmehr auch Verwaltungsräthinnen gibt.“

(Vom Tichborne-Process.) In der letzten Sitzung des Tichborne-Process wurde ein für die Sache des Prätendenten sehr wichtiger Zeuge verhört. Derselbe, ein Däne Namens Jean Luie, der am Bord der „Desprey“, des Schiffes, das den schiffbrüchigen Roger Tichborne aufgenommen haben soll, Stewart war, bekundete, daß die „Desprey“ im Frühjahr 1854 ungefähr 400 oder 500 Meilen von der brasilianischen Küste ein Boot mit 6 Personen aufnahm. Die meisten derselben befanden sich im Delirium. Einer, der augenscheinlich kein Matrose war, nannte sich Roger. Er trug einen Rosenkranz um seinen Hals, hatte ein ösfarbiges Merkmal an seiner linken Hüfte, aber keine Tötowirungsmerkmale am Arm. Auf der ganzen Reise nach Melbourne, die drei Monate dauerte, war er krank. Er sprach spanisch, gebrochen französisch und englisch. Zeuge kam im Juli d. J. in London an und will den Prätendenten sofort an seiner Stimme und andern Merkmalen erkannt haben. Er identificirte Letztern als dieselbe Person, deren Bekanntschaft er an Bord der „Desprey“ machte. Die Aussagen dieses Zeugen, dessen Kreuzverhör noch nicht beendigt ist, riefen beträchtliche Sensation hervor.

(Ausgrabungen in Rom.) In der Nähe der Via die Lorenzo in Rom gibt es eine alte Grundmauer, die ganz aus verstümmelter Bildsäulen besteht. Bis jetzt hat man, wie die „Opinione“ berichtet, etwa 500 Bruchstücke von Bildsäulen hervorgezogen von denen zehn mehr oder weniger gut erhalten sind. Alle zeigen einen schönen Styl; es ist darunter eine Colossalstatue des Bacchus, in der Mitte auseinander gebrochen, die Figur eines bärtigen Mannes mit bedecktem Haupt und eine andere männliche Figur mit athletischen Körperformen. Unter diesen Sculpturen fand man auch große Stücke Zaspis; außerdem Stücke von zwei großen Vasen mit Vasreliefs, welche bacchische Figuren in wunderbarer Ausführung darstellen. Man hofft, diese beiden Vasen, welche den ganzen Glanz der alten Kunst enthalten, wieder vollständig zusammenzusetzen zu können. Was das wird aber an geschichtlicher Bedeutung noch übertraffen, durch eine Colossalbüste des Kaisers Hadrian, die man fast ganz unverfehrt an demselben Orte fand und die sich von den anderen erhaltenen Büsten dieses Kaisers durch die graziose Neigung des Kopfes und den besonderen Ausdruck der Güte auszeichnet, welche der Künstler dem Marmorbilde zu geben mußte.

(Eine Entschuldigun g.) Der Pariser „Figaro“ erzählt ein witziges Wort von Jaques Offenbach. Barbier und Soumod arbeiten bekanntlich gemeinsam an der Oper „Jeanne d'Arc“. Unlängst kam der ungewöhnlich groß gebaute Barbier nicht zur Probe; darauf bemerkte Offenbach zu den Anwesenden: „Ach wundere mich nicht, daß Barbier bei diesem schlechten Wetter nicht kommt, er ist so groß, daß er zehn Minuten früher als alle übrigen Leute naß wird.“

(Unbestellbar.) Die „Western Union Telegraph Co.“ hat keine Verbindung mit dem Himmel und mußte daher folgende Depesche, die ihr in Detroit zur Beförderung übergeben wurde, zurückweisen: „An Gott im Himmel! Wo soll ich nun hingehen?“

Blut um Blut.

oder:

Die Regimenter Piemont und Auvergne.

Novelle von Rudolf Milderer.

IV.

(4. Fortsetzung)

„Ei, St. Firmin“, entgegnete der Doctor immer hitziger, „ich hätte Sie für klüger gehalten. Wenn die Alten solchen Zeug schwagen, was läßt sich da von den Jüngeren erwarten?“

„St. Firmin hat Recht! Ja, er hat Recht!“ schrie nun Alles, so daß selbst die kräftige Stentorstimme des Chirurgen den Tumult nicht mehr bewältigen konnte. Erst nach einigen Minuten gelang es ihm, wieder zu Worte zu kommen.

„Eine hübsche Manier dies, sich über einen Gegenstand zu besprechen und Meinungen auszutauschen“, rief er, noch ganz betäubt von dem Geschrei, welches sich so unisono erhob. „Und wenn St. Firmin wirklich Recht hätte, wenn Piemont in seiner Annahme wirklich so weit ginge, unser artiges Entgegenkommen auf eine so dumme Weise zu verkennen, wer wäre dann der Blamirte? Wir doch wahrlich nicht, das werdet ihr wohl einsehen. Wenn sie einen solchen Unsinn denken konnten, so habt Ihr ja immer wieder Gelegenheit, sie eines Anderen zu belehren.“

„Also dann wären Sie damit einverstanden, daß wir den Flammberg wieder ziehen, Doctor?“ wurde erwidert

„Ja, denn ich verlange ja nicht, daß Ihr Euch plötzlich in Lämmer verwandelt und Euch von den Wölfen zerreißen lassen sollt. Nein, vertheidigt Eure Ehre, wenn es sein muß; aber gebt auch den Beweis, daß Ihr vornehmlichen Charakters seid und Geschehenes zu verstehen wißt.“

„Ich bin im Gegentheil der Meinung, daß man sie heute Abend ganz ignoriren soll“, sagte ein junger Lieutenant, der neben Aigny saß, „denn sie sind ja doch nichts Anderes, als elende Verläumder, die weiter nichts als unsere Verachtung verdienen.“

„Sie verläumden sogar auch Sie, Doctor“, fügte St. Firmin hinzu. „Ihr Arzt drüben behauptet nämlich, daß Sie sich eine Anzahl ganz ferngefundener Leute halten, die sich Ihnen gegen ein gewisses Honorar in Behandlung geben und dann, nach drei oder vier Wochen von ihrer Scheinfrankheit geheilt, in alle Welt ausposaunen müssen, daß der berühmte Doctor Papillon ihnen das Leben gerettet habe.“

Der Arzt fuhr auf, wie wenn ihn ein Scorpion gebissen hätte.

„Hat dies wirklich dieser nichtswürdige, abscheuliche, elende Marktchreier, dieser erbärmliche Vadderjunge, dieser lebendige Spuknapf gesagt?“ rief er ganz außer sich. „D, dann will ich ihn noch heute Abend dafür zur Rede stellen und meiner Treu, er muß mir vor die Klinge, oder ich will nicht mehr Papillon heißen!“

„Da haben wir's wieder!“ lachte St. Firmin hell auf. „Sie sind wieder einmal angeführt, mein guter Doctor. Während Sie uns fortwährend Frieden predigen, darf man Ihnen nur etwas mittheilen, was Ihnen Beleidigung dünkt, so sind Sie gleich in Harnisch und massacriren die ganze Welt. Natürlich ist kein Wort wahr von Allen, was ich Ihnen da erzählte.“

Alles brach in ein schallendes Gelächter aus und der würdige Doctor lachte herzlich mit, denn er war nicht der Mann, der aus verletzter Eitelkeit einen Spaß verdorben hätte.

„Troydem bleibe ich übrigens bei meiner Meinung“, sagte er, sich den Schweiß von der Stirne wischend, worauf er das volle Glas an die Lippen brachte und, um sich nach der Anstrengung dieses nutzlosen Kampfes zu stärken, auf einen Zug leerte.

„Mein lieber Doctor, Sie dürfen die Partie noch nicht aufgeben“, rief nun Henry dem Regimentsarzte zu. „Ich werde Sie kräftig unterstützen, denn Ihre Ansicht ist auch die meinige und wir müssen durchdringen.“

„Ah, dann gebe ich mich gefangen“, erklärte St. Firmin. „Nur erlaube ich mir, noch eine Wette in Vorschlag zu bringen, meine Herren“, fügte er zu den Uebrigen gewandt hinzu, „nämlich, daß uns de Courmel einfach den Vorschlag machen wird, unseren Feinden heute Abend mit offenen Armen entgegen zu gehen und sie an unser Herz zu drücken.“

„Nein, St. Firmin“, entgegnete de Courmel ruhig, „denn darin, daß Ihr meine Feinde zu den Eurigen macht, erkenne ich Eure brüderliche Gesinnung gegen mich und ich kann Euch dafür nur danken. Aber so tröstend es für mich ist, zu sehen, wie Ihr Alle für mich einsteht, so möchte ich Euch doch zur Mäßigung ermahnen. Es ist schon zu viel Blut in dieser Sache geflossen, und dieses Blut, es laßt auf meiner Seele und beschwert mein Gewissen. Also hört

auf meine Bitte, hört auf die Worte unseres verständigen Doctors und seid nachsichtig gegen Diejenigen, die sich im Irrthum befinden und die eines Tages noch von selbst dahin kommen werden, über ihre Ungerechtigkeit zu erröthen.

„Graf, Sie sind ein edler Mensch“, sagte ein Capitain, der sich bis jetzt nicht in die Debatte gemischt hatte. „Es ist schön von Ihnen und macht Ihnen alle Ehre, daß Sie für Ihre eigenen Feinde um Schonung bitten; auch stimme ich Ihnen von ganzem Herzen bei.“

Es war ein prächtiger Soldat, der diese Worte sprach, ein Mann von mittlerer Größe und einem echt militärischen Kopfe, eine jener imposanten Gestalten, die, mit einem energischen biederem Charakter, einem vortrefflichen Herzen und mit einem klaren, ruhigen Verstande begabt, alle nöthigen Eigenschaften in sich vereinigen, um in dem Corps, dem sie angehören, eine entscheidende Stimme zu führen und ein auf Sympathie und wahre Achtung gestütztes Ansehen zu genießen.

„Ah, mein lieber, mein bester Belmont“, rief de Courmel, die Hand jenes Officiers mit Wärme ergreifend, „Sie, der Vernünftigste und Beste unter uns Allen, helfen Sie mir die aufgeregten Leidenschaften zum Schweigen und die Besonnenheit und ruhige Ueberlegung zur Geltung zu bringen!“

„Morben! Warum sollen wir Frieden schließen?“ rief der Chevalier von Aigny, der zu den erbittertesten Gegnern Piemonts gehörte, „warum sollen wir auf diese Quelle verzichten, die uns eine angenehme Zerstreuung bietet und jetzt noch viel pikanter sind, seit die Todesstrafe darauf steht? Aber abgesehen von der Unterhaltung, die in diesen fortwährenden Herausforderungen und Zweikämpfen liegt, bin ich auch schon deshalb der Meinung, daß Alles beim Alten bleiben soll, weil die Ausöhnung eine herzliche, wirklich aufrichtige doch nie werden könnte.“

„Aigny hat Recht“, riefen wieder mehrere Stimmen. „Mit Leuten, die im Stande sind, so infame Verleumdungen zu verbreiten, läßt sich nicht verfahren.“

„Diese fortwährenden Quelle sind aber nicht die Mittel, sie zum Schweigen zu bringen“, entgegnete Belmont. „Im Gegentheil, ihre Erbitterung nimmt um so mehr zu, als der Zufall bisher wollte, daß gewöhnlich sie den Kürzeren zogen. Dies verlegt ihre Eitelkeit, schürt ihren Haß, bringt sie immer auf den ersten Ausgang unseres Streites zurück, der außer dem längst vergessen wäre. Ihr seht also, statt unserm Freunde de Courmel zu nützen, schaden wir im Gegentheil seiner Sache, und ich wiederhole daher, da uns heute Abend Gelegenheit geboten wird, uns mit Piemont auszuöhnen, so müssen wir sie benützen. — Wer sie zurückweisen würde, beginge meiner Ansicht nach ein großes Unrecht.“

Belmont's Worte fielen in zweifelhaften Fällen jederzeit schwer in's Gewicht. Waren die Meinungen getheilt, so gab die seinige gewöhnlich den Ausschlag. So erging es auch jetzt. Die Mehrzahl, namentlich der ältere und somit besonnenere Theil des Officierscorps schloß sich dem Ausspruche des Capitans Belmont an und so wurde die Verabredung getroffen, den Officieren von Piemont mit Artigkeit entgegen zu kommen, ihnen ein freundliches Gesicht zu machen und jede feindselige Reibung mit größter Sorgfalt zu vermeiden, vorausgesetzt natürlich, fügte Belmont selbst hinzu, daß ihrerseits dieses Benehmen richtig gewürdigt und erwidert werde.

Zur bestimmten Stunde verfügten sich die Officiere von Auvergne mit ihrem Obersten, dem Grafen von Rochambeau, in das große Rapportzelt, welches der Marquis von Castries für seine Reunion eigens hatte einrichten lassen.

Gleichzeitig mit ihnen, aber von der entgegengesetzten Seite, trat Herr von Sparbes, der Oberst vom Regimente Piemont, mit seinen Officieren ein.

Auch sie hatten im Laufe des Nachmittags eine ähnliche Besprechung, wie Auvergne, gehalten, allein das Resultat derselben war ein anderes. Aus dem steifen Ernste, den sie beobachteten, war bald zu erkennen, daß sie beschlossen hatten, jede Annäherung zurückzuweisen.

Daß diese eifrige Zurückhaltung mehr als genügte, um auch in Auvergne alle guten Vorsätze zu ersticken, bevor nur ein einziger zur Ausführung gekommen war, ist selbstverständlich. Die beiden Corps blieben demnach in zwei getrennten Hosen stehen und ließen zwischen sich einen freien Raum, der man mit einem Abgrunde vergleichen konnte, über den es keine Brücke gab.

Die lange Tafel, welche so splendid servirt war, als die Umstände es gestatteten, sowie das geräumige Zelt boten einen festlichen, heiteren Anblick. Bäume, Laubgewinde, Fahnen in den Farben der beiden Regimenter, Trophäen und aus Bajonettklingen künstlich zusammengelegte Kronleuchter schmückten diesen improvisirten Bankettsaal.

Die beiden Regimentsmuskeln von Auvergne und Piemont hatten abwechselnd gewählte Stücke vorzutragen, denn de Castries wußte, wie sehr die Musik geeignet ist, bei solchen Gelegenheiten eine heitere Stimmung hervorzurufen und bis zur Begeisterung zu erhöhen.

Der Marquis verkannte die Schwierigkeit nicht, den so tief wurzelnden Haß, der zwischen Auvergne und Piemont bestand, zum Schweigen zu bringen; aber er wußte sich dieser Aufgabe mit frischem Muthe und versprach sich von seinem Feste den besten Erfolg. Er hatte die Einrichtung getroffen, daß an der Tafel die Officiere beider Regimenter unter einander gemischt saßen und nahm für seine Person am oberen Ende derselben zwischen den beiden Obersten Platz.

Mit der Gewandtheit eines Weltmannes und der Herzlichkeit eines Soldaten suchte er die Conversation in den Gang zu bringen, indem er bald Diesem, bald Jenem ein freundliches Wort zurief und Alle durch sein eigenes Beispiel zur Fröhlichkeit zu ermuntern trachtete; allein seine Anstrengungen waren vergeblich. Kurze, banale Phrasen, ein kelter Austausch nichtsagender Worte war Alles, was man der Schlichtheit zum Opfer brachte, und nach wie vor hielt man sich streng in den abgezuriffelten Grenzen steifer Förmlichkeit, aus denen jede herzliche Annäherung ausgeschlossen blieb.

Der Marquis glaubte zu seinem letzten Mittel greifen zu müssen, denn schon hatte sich das anfängliche halblaute Gemurmel der mühsam im Fluße erhaltenen Conversation in lautlose Stille verwandelt.

Er erhob sich demnach mit dem vollen Glase in der Hand und verkündete mit lauter Stimme seinen Gästen ihre neue Bestimmung nach Köln und die unzweifelhafte Wiedereröffnung des Feldzuges.

„Meine Herren von Piemont und Auvergne“, sprach er sichtlich bewegt, „ich will Ihnen nicht länger eine Mittheilung vorenthalten, die Sie Alle mit Entschluß vernehmen werden. Eine neue Campagne steht in Aussicht. Dieser Tage marschiren wir nach Köln ab und ich werde die Ehre haben, Sie dort zum Angriff unserer Feinde zu führen. Ich danke dem Könige für die Auszeichnung, welche für uns Alle in dieser Bestimmung liegt! Sie werden Gelegenheit finden, sich vereint dort neue Lorbeeren zu sammeln, und so lassen Sie uns denn im Vorgefühle unserer Siege und in ächter Cameradschaft die vollen Gläser ergreifen und sie leeren auf das Wohl des Königs und auf das Wohl von Piemont und Auvergne. Es lebe der König! Es lebe der Piemont und Auvergne!“ mit diesem Rufe stieß der Marquis mit den beiden Obersten Sparbes und Rochambeau an.

Es trat ein Moment der gespanntesten Erwartung ein, ein Moment so kurz, daß er kaum wahrgenommen werden konnte, und doch lang genug, daß Jeder die peinliche Unschlüssigkeit fühlte, in der man schwebte.

Alles war mit dem vollen Glase aufgestanden, in allen Augen glänzte die Freude über die unerwartete und so sehr willkommene Nachricht, alle Gemüther waren bewegt, alle Herzen schlugen lauter und die Hände zuckten wohl schon, um sich zu suchen und zu drücken. Gewiß! Hätten in diesem Augenblicke sich die beiden Obersten umarmt, das Beispiel wäre von Allen nachgeahmt worden. Ein einziges, von der einen oder anderen Seite gegebenes Signal zur allgemeinen Ausöhnung hätte hingereicht, die Zwietracht aus dem Kreise dieser Männer zu bannen, für die es in einer glorreichen Vergangenheit und ruhmverheißenden Zukunft so viele Berührungspunkte gab. Aber auch zur entgegengesetzten Wirkung genügte ein einziges Zeichen, ach! und leider fand sich unter den Anwesenden Einer, der dasselbe in diesem Sinne gab und damit eine Reihe trotziger Herausforderungen und blutiger Duelle eröffnete.

Es war ein Officier von Piemont, der die kleine auf den Toast des Generals eingetretene Pause kurzen Besinnens dadurch endete, daß er rief; „Es lebe der König!“ wobei er aber einen Schritt zurückmachte und nicht mit seinen unmittelbaren Tischnachbarn vom Regimente Auvergne, sondern mit den neben Letzteren sitzenden Cammeraden des eigenen Regiments anstieß.

„Es lebe der König!“ riefen alle Anwesenden, aber sämtliche Officiere von Piemont wichen zurück und Piemont stieß mit Sparbes an, während Auvergne das volle Glas wieder auf den Tisch stellte.

Ein dumpfes Gemurmel, wie das ferne Rollen des Donners, welches den heranziehenden Sturm verkündet, lief durch die Versammlung. Einige Hände griffen unwillkürlich nach dem Dege; aber der Respekt vor dem anwesenden General hielt den Ausbruch des Zornes für jetzt noch da nieder.

Herr de Castries warf einen vernichtenden Blick auf den Unversöhnlichen, durch den der beinahe schon erreichte schöne Zweck dieser Reunion in so unwürdiger Weise vereitelt worden war.

